

Blaue Adria.

Roman von Clara Magia.

(7. Fortsetzung.)

Als Lisa, erfüllt von der schwebenden Lieblichkeit ihres ersten Besammentreffens mit Andre, in ihr Zimmer zurückkehrte, brachte die erste einsame Stunde ihrem zärtlich glücklichen Herzen schon einen kühlen Geschmack, den Zweifel.

Durfte sie zu ihm hingehen, Liebesworte mit ihm tauschen, mit ihren Klüssen ihn mit neuer Hoffnung durchfluten?

Was wollte sie ihm geben, wenn er gesundete, wenn er die Hand nach ihr ausstreckte, um sie zu halten?

Und so kam es, daß das große, schöne Mädchen am andern Morgen schon zu Andre trat und flüsternd: „Verzeih mir, vielleicht habe ich unrecht an Dir getan.“

Andre, noch befangen vom Glüd der Nacht, mit Gedanken traumhaft und bunt, die zerflatterten, wenn man sie hatten wollte, verstand den Sinn ihrer Worte nicht.

Später, als seine Erinnerung, sein Denken kräftiger wurden, sah er wohl wie eine ferne Insel im dunklen Meere langer Wirrnisse die innige Stunde in dieser ersten Nacht, in der alles verflucht und nur das goldene Dämmer von Lisas duftenden Haaren blieb, ihre roten Lippen und die zärtlichen Augen, aber ohne Klarheit wurde ihm nie.

Er wußte; sie hat mich reich beschenkt, als ich aus all der Dunkelheit wieder über die Schwelle des Lebens trat, aber das andere ist nicht ausgeglichen, was sie damals in Trau von mir entehrte.

Sein müder, in traumhaftem Wachen schwebender Geist konnte die Weisheitslehre der letzten Monate nicht entzählen, er nahm mit der schlichten Lebensfreude des Genesenden, den sündlich freudlichste Sorge umgibt, den schönen Rhythmus herzwarmer Tage hin.

Lisa schien ihm stiller, wehmüthiger zu sein als früher, aber es war eine Freude ohnegleichen, zu sehen, wie sie behutsam durch sein Zimmer ging, wie ihre geliebten, vornehmen Hände, geschmückt mit alten, sargigen Ringen, Blumen in seiner Balde ordneten, oder wie sie am Fenster saß, den blonden Kopf nachdentlich in die Hand gestützt.

Ihre seltene Lieblichkeit beglückte ihn tiefer als damals ihre prangende Schönheit.

Dann nahm er wohl seine Geige zur Hand und sang dem stillen Mädchen süße Lieder, heimlich, unbeschworen, und während ein unendliches Wohlgefühl seine Brust weitete, rann langsam Träne auf Träne über Lisas schmerzlich erprobtes Antlitz.

Diese Tränen waren ihm köstlicher als alle Schätze der Welt.

In diesen holden Tagen war seine Liebe zu Lisa grenzenlos, wünschlos.

Andre, Andre war einem jungen Baume gleich, der, in ein anderes Erdreich verpflanzt, taufend Wurzel faßt und fängt, wie neues, starkes und reines Leben in ihm aufsteigt. Sein Geist, seine ganze Empfindungswelt strebten diesen Lebensfüßen entgegen, nahmen auf, saugten sie tief in sich hinein: er war ein leidenschaftlich Nehmender in diesen Tagen, er konnte kein Gebender sein.

Er konnte die Heimatsstimmen nicht bannen, die den liebsten Menschen von ihm fortzogen; sie klangen nicht einmal zu ihm hinüber.

In Lisa aber war der Entschluß gereift, Andre und ihre zweite Heimat zu verlassen.

An einem regenreichen Abend, als ihr Herz sich brach, schlich sie spät noch die dunkle Stiege hinab und klopfte an Frau Bartels Tür.

Maria Bartel schrieb an liebe Freunde in Wien, sie war ganz in der Gedanke verloren. Viele Briefe gingen hin und her in dieser Zeit. Hans Gestedner, der liebe Junge, hatte still und eifrig viele Fäden gesponnen. Noch war seine Mutter nicht ganz gewonnen, aber — Maria Bartel lächelte still in sich hinein — sie konnte diese Mutter, die immer große Festigkeit zur Schau trug, aber keine Puppe fand, bis sie ihrem geliebten einzigen Jungen jeden Wunsch erfüllt hatte.

Frau Bartel sah es förmlich, wie Hans Gestedners Mutter voll Eifer, mit eigener Hand die kleine Manufaktur für Andre Andre einrichtete und eine Stunde später an ihren Jungen schrieb, er solle doch bedenken, wie beschrankt ihre Mittel seien, daß die Witwe eines Arztes große Mühe hätte, sich selbst und dazu noch einen solchen Wirbelwind von einem Jungen durchzuführen, wie ihr Hans es sei!

Wacht nichts dachte Frau Bartel lächelnd, er bringt es fertig, der Hans, und hier diese Getreuen, die können noch ein gutes Wort bei Hanss Professor einlegen, sobald er nach Wien kommt.

So sah sie und lächelte still vor sich hin.

Du klopfte es und Lisa trat herein.

„So spät noch, liebes Kind?“

„Ja, Frau Bartel, ich muß mit Ihnen sprechen, ich bin sehr bedrückt.“

„Das habe ich schon längst bemerkt, Lisa, ich freue mich, daß Sie zu mir kommen.“

Sie nahm mit einer mütterlichen Bewegung Lisas Hände.

„Ja, was ist denn nur, Tränen?“

„Ach, liebe Frau Bartel, ich habe grenzenloses Heimweh, ich bin ganz krank von Heimweh.“

„Armes Kind, armes Kind“, sie führte Lisa zum Sofa, und setzte sich neben sie, heimlich so, daß sie nicht gesehen, sie hätte sich ihm geneigt; vielleicht, nichts ist zarterer als ein schmerzbelegtes Frauenherz. So aber peinigte Lisa die grauam gleichmüthigen, kalten Lieblingen.

Als die Dämmerung spann, ging Lisa zu Andre Andre hinüber.

Er legte sofort Geige und Bogen beiseite.

„Lisa, Du kommst zu mir, wie lieb!“

„Ja, Andre, nur — es ist für einige Tage das letzte Plaudersündchen“, sagte sie leichtsin.

„Wie meinst Du das?“ Es war etwas Aufgeschrecktes in seiner Stimme.

„Ich muß verreisen, jemand aus meiner Familie wird mit mir zusammenkommen, vielleicht habe ich meine Heimat doch nicht ganz verloren.“

Andre trat dicht vor sie hin, er legte seine Hand auf ihre Schulter und neigte sich zu ihr, um ihr in die Augen zu sehen. Sein streng geschnittenes, schmales Gesicht war sehr ernst.

„Lisa“, sagte er, „hast Du die Heimat so sehr lieb? Lieber als alles andere?“

Einem Moment war es Lisa, als könne sie nicht anders, als müsse sie sich an Andre Andre werfen und all das Leid dieser letzten Monate ausweinen, dann hatte sie sich wieder gesetzt.

„Du weißt vielleicht nicht, was Heimat ist“, sagte sie mit einer bedeckten Stimme, „weil es ja gar nicht so ist, wie ich es weiß. Die Sehnsucht nach der Heimat ist mit keinem anderen Gefühl zu vergleichen. Aber darum handelt es sich ja nicht, lieber Andre.“ Lisa senkte den Blick, sie empfand ihre Lüge wie eine Entehrung, und in dieses Gefühl mischte sich zugleich ein Aufsehen dagegen, daß irgendein Mensch, wer er auch sei, sie zu einer Lüge zwang, und dieses Gefühl machte sie schmerzlicher, kälter, es handelt sich ja nur um eine Unterredung. Ich kann und will nicht mein ganzes Leben von den Meinungen getrennt sein, Siehe, ich habe Eltern, drei Geschwister, Großeltern, Freunde. Wenn es möglich ist, will ich doch wieder gute Beziehungen anbahnen.“

Andre ließ seinen Blick nicht von ihr. Sie sprach so fremd. Viele Gedanken stritten in ihm. Dann hob sich einer sieghaft empor: die Königin kann nicht unwahr sein! Zugleich durchdrachte ihn ein feiner Schmerz, gleichsam als ob der wohlthätig verhüllende Schleier, der in dieser schwebenden, frühlinghaft knospenden Zeit über sein feilisches Erinnern gebreitet war, unversehens hinweggezogen würde.

Er nahm seine Hand von Lisas Schulter und beschränkte die Arme. Noch immer hielten seine Augen Lisa fest.

Die trat zum Fenster und blinzelte hinaus, Andre folgte ihr nicht. Im Zimmer dehnte sich die Dunkelheit, es war ganz still.

„Lisa, ich möchte Dir etwas sagen“, hub Andre an. Seine wohlklingende Stimme war sehr ruhig. „Wenn Du gesagt hättest, Du wollest fortgehen, in Deine Heimat, so hätte ich jede Hoffnung fahren lassen.“

Lisa wandte sich ein wenig zum Zimmer hin.

Andre Andre erhob leicht beide Hände: „Nein, nein, Kind, Du hast ohnedies keine wahre, große Hoffnung in mein Herz gesetzt oder setzen wollen.“

Es fiel Lisa auf, daß er so fest, beinahe überlegen sprach.

„Was du Liebes tatest, das floß aus Deinem gütigen Herzen, es ist kein Pfand, das ich nun in meiner Hand halte. Du bist ganz frei, und ich bin, trotz allem, tausendfach Dein Schuldner. Aber eins sollst Du wissen: viele Wege führen hier über spitzes Steingeröll, man geht über sie dahin, man weiß nicht, wohin sie uns bringen werden, und schließlich steht man an einer blauen Bucht oder auf einer sonnenbestrahlten Höhe, und man sieht das dunkle Meer mit den weißgigigen Wellenköpfen und ist unendlich froh, tief innen befreit.“

„Wenn du hier bleibst — und Du sagst es ja, daß Du nur wenige Tage verreist, daß Du zurückkehren willst — dann werde ich fortan von dem Gedrängen leben, daß viele verschlungene Wege, schmerzliche Wege, doch — dem blauen Hofen oder der sonnigen Höhe führen können.“

„Wenn es Dich unwiderstehlich fortgetrieben hätte zur Heimat, weil das die stärksten Bande sind, die Dich halten, dann gäbe es nur mehr

steinige Wege, ohne Ende und Ziel.“

Andre Andre hatte langsam, wie sich bestimmend geäußert, und nun er schweig, schien es noch dunkler, noch stiller zu sein.

Lisa sagte ganz leise: „Und wenn ich nun etwas länger fortbliebe?“

Andre erwiderte: „Ich zähle die Tage nicht, Du willst ja wiederkommen und Dein Wille ist alles.“

Er trat neben sie an das Fenster und fragte sehr zart:

„Wäre es möglich, sag' es mir, liebe Lisa, wäre es möglich, daß man Dich überredet, daß man Dich festhält gegen Deinen Willen?“

„Nein, Andre.“

„Verzeih mir, ich habe zuerst einen Augenblick lang gedacht, Deine Zusammenkunft sei ein Vorwand, Du wollest mich verlassen.“

„Ach, Andre!“

„Ich quäle Dich, Liebling, ich sehe es, und ich habe keinen Grund dazu, und ich darf es nicht, ich habe gar kein Anrecht an Dich.“

Er nahm Lisas herabhängende Hand und hielt sie ganz fest.

„Lisa“, sagte er, „ich bin nicht mehr der Andre Andre, der in Magia unter den großen Linden stand und spielte, ich habe nachgedacht, unaufhörlich, ich habe vieles begriffen, was damals noch nicht einmal leise an die Lippen meines Lebens schlug. Niemals lehre ich wieder in die alten Bahnen zurück. Es ist etwas in mir zerplatzt, was wie ein starker Reiz meine schlafende und träumende Seele umschloß.“

„Jetzt erst beginnt mein Leben, ich fühle es, und ich darf die Hand nicht halten; so halte ich denn das ferne Hoffnungsbild, das ich selbst mir gab.“

Andre Andre hob Lisas Hand empor, streifte ihren blonden Kopf und küßte ihr Handgelenk, dann wendete er ihre Hand und küßte voll Inbrunst ihre Handfläche.

Es übertrieb Lisa warm, sie hielt den schönen blonden Kopf anmuthvoll zurückgelehnt, ihre Lippen öffneten sich und blühten im Dunkel.

Niemals in den knospenden Tagen der Genesung hatte seine Zärtlichkeit sie gestreift, nur Andre Andre hatten sie geliebt, jetzt stand er in der samtenen Dunkelheit nah vor ihr, seines Blutes Rauschen strömte über sie dahin.

„Lieber Andre“, flüsterte sie bedend, „laß mich, laß mich!“

Er sah auf ihre roten Lippen, ihre halbgeschlossenen Augen: „Kind, Kind, Du bist meine Königin und bist doch Epa selbst.“

Fünfundzwanztes Kapitel.

Es war ein perlblauer Morgen. Die Wolken wenderten über die Berge dahin, milchige Wolken, die sich trüffelten und zogen und die roten grünen kleinen Dörfchen freileisten, als gäbe Schleier über einen bunten Teppich.

Die Sonne hatte keine rechte Kraft, sie spielte mit dem garten, ziehenden Gewölk, und das Gewölk spielte mit der Sonne.

Kühl wehte es über das Deck; die wenigen Passagiere saßen zum Theil im Leseraum, langweilten sich und sehten das Ende der Fahrt herbei.

Das große, weiße Schiff aber zog ruhig weiter: immer wieder ein Gebirgszug, immer wieder eine Dettschicht, die gleichen Bilder Stunde um Stunde — und immer glaubten sie, die nächste Biegung müßte doch sicher Trieste bringen!

Lisa ging auf dem Deck auf und ab, auch sie war von einer quälenden Unruhe erfüllt.

Die hebe, eintönige Landschaft sah sie nicht; sie trug die Herz weit über die wackernden Wolken, trug es in bittenden Händen der Heimat zu, trug es der alten Frau entgegen, die weit draußen vor den Toren der Stadt das warme, breit hingelagete Haus hatte.

Kalt spiegelten die Pfützen zu beiden Seiten des erhöhten Weges. Und sich selbst sah sie, eingehüllt in ihrem Reisemantel, einen dichten Schleier um den Hut gebunden; von der Kleindampfsation kam sie und war die lange Strecke über die aufgewickelten Feldwege gegangen. Aber was machte das? Dürren, die liebe, alte Frau mit den gütigen Händen, die würde sie nicht, fortgeschiden, hinaus in den Regen. Oben im Hause gab es ein Kämmerchen, Blumenranken liefen über die Wände, grüne Läden waren vor den Fenstern. Da würde sie warten, warten, bis das Elternhaus sie wieder aufnahm.

„Bis das Elternhaus sie aufnahm“, das klang wie festerisches Glodenläuten über den heimatischen Fluren. Aber würde es ihr wirklich klingen?

Zweifeln umdrängten sie.

Zu dem Haus da drinnen in der alten Stadt zogen sie ihre Gedanken, aber vor der hohen Freitreppe machten sie halt. Sie schlich angstvoll um den Garten herum, spähte nach erleuchteten Fenstern, wartete im Dunkel der Mauer —

Das Schiff rauschte durch die blaue Adria, können schwangen sich, fürzten sich durch die klare Luft, die Sonne machte dem Wolkenpiel ein

Ende und schüttelte Strahlenbünde, immer breiter, mächtiger, auf das herrliche, weit aufsteigende Rund des Hafens von Trieste.

Da hoben sich aus dem zart violettblauen Dunst der großen Stadt, die herbblühenden Gärten mit den kleinen weißen Willen, kletterten empor bis zum milden, feinnigen Karst und senten sich in die schmalen, steilen, lebhaften Gassen.

Unter am Hafen prunkten die großen Gebäude, ruhten die vielen Schiffe und glühte vielstimmiges, vielfarbiges Leben.

Lisa war das Bild vertraut, es war ihr schon wie ein Vorbote der Heimat. Von hier aus liefen die blickenden Eisenbänder bis ins deutsche Land hinein!

Als der Dampfer hielt, war sie der erste Passagier, der das Schiff verließ. Sogleich ging sie zum Bahnhof, und zwei Stunden später flog sie über den Karst dahin.

Früh am Morgen, als die erste zogene Helligkeit über schwere, fahle Nebel strich, ließ die Tauernbahn langsam in die Halle des Salzburger Bahnhofs ein. Soweit das Auge sah, brauende Nebel und zwischen diesen kämpfenden Herbstgelesen von Wolken tragenden Bergen umgeben, die verdeckte Schönheit dieser unvergleichlichen Stadt.

Selbst in Lisas bekommenes Gemüth strömte eine heitere Wärme.

Mozart, Mozart! So klang es in ihr, wie ist sie ja ganz Deine Stadt, Rhythmus Deiner anmuthvollen, klaren, süßen Melodien!

Wie ist sie ja ganz ein Ausdruck der Freude, farbigen Reizes, glückselig gestillten Schönheitsdranges voll.

Und wie Lisa stand und schaute, fiel ihr eine andere Stadt ein, ein leuchtendes Juwel, überrogt von jauchendem Schwalbenflug, auch unvergleichlich in seiner einzigartigen Schönheit: Rogusa.

Und zwischen diesen beiden Städten der Herrlichkeiten in purpurroten Windungen ein Menschenkind, ihr eigenes schmerzvolles Gesicht.

Langsam, verloren ging Lisa in die Stadt hinein. Sie suchte ein einfaches Gasthaus, und sie suchte einen Zimmelnahändler.

Um ihren Hals schlang sich ihr letztes und wertvollstes Schmuckstück, eine feine Perlenkette.

„Lieber Andre“, flüsterte sie bedend, „laß mich, laß mich!“

Er sah auf ihre roten Lippen, ihre halbgeschlossenen Augen: „Kind, Kind, Du bist meine Königin und bist doch Epa selbst.“

Sie hatte die Handschuhe abgezogen, um die Kette zu lösen. Ihr Blick fiel auf die alten Ringe. Ihr Herz nicht bleiben, dachte sie, seine Frauenhände hab ich geschmückt, Hände, in denen das gleiche Blut floß wie in den meinen, ihr habt eure Geschichte; die Perlenkette kennt nur mich, kennt ein großes, tödliches Mädchen, das nun dort bittend antlopfen muß, wo die Hände mit den alten Ringen ephrebitig geküßt wurden.

Langsam, verloren ging Lisa weiter, einsam und ein wenig fröstelnd. Nach vielem Hin und Her verschwand sie in einem Zueleingehöft, und müde und blaß kam sie nach längerer Zeit auf die Straße zurück.

Nun konnte sie ein Hotel aufsuchen und schlafen, endlich schlafen.

Sie brauchte Ruhe und Sammlung; erst am andern Tag wollte sie weiterfahren.

Als Lisa am Abend auf die Straße trat, umringte sie eine klare Mühle. Sie legte den Kopf zurück und sog die herrliche Luft tief ein; ganz frei und leicht wurde ihr.

Trüben, am andern Ufer der rauschenden Salzach schimmerte die alte, frohe Stadt — Mozarts Stadt. Sie warf glühende, wogende Bänder. Streifen und Funken über den Strom und verlor sich im feuchten Dunkel der kühlen Berge.

Ach, es ist doch schön, das Leben, dachte Lisa, und sie fühlte wie ihr Herz dem lustigen Scherzern dort auf der breiten Brücke entgegenflog.

Schlante, schmalbürtige Offiziere in knappen, toletten Uniformen, ein schwanter Stöckchen in der Hand, die Mütze schräg übers Auge gezogen, nahmen mit lächelnder Selbstverständlichkeit die bewundernden Blicke der kleinen Bürgermädchen entgegen.

Vornehme Damen, die in dieser ersten Herbstkühle den Pelz nachlässig um die Schultern gelegt hatten, hoben distret die Röde über den zierlichen Lauschuh, und aus ihrer Kleidung drang seiner Duft und leises Seidenrauschen.

Vor nicht langer Zeit müßte es geregnet haben, blaue Pfützen lagen hier und da auf dem unregelmäßigen Pflaster; es war ein lustiges Drängen und Hüpfen an diesen leuchtenden Spiegeln vorüber.

Das zwischen faule läutend die elektrische heran mit ihrem fröhlich schaukelnden Lichtfrem.

Drinnen in der Altstadt prunkte Haus um Haus mit einer bunten Auslage. Ganze Wogen von Licht floßen aus den Schaufenstern auf die feuchtglänzenden Straßen.

Ach, wieder eine Stadt, Leben, Bewegung, dachte Lisa. Angenehm er-

regt ging sie zwischen all den Menschen auf dem engen Fußsteig.

Zwei Offiziere kamen ihr entgegen, sahen sie bewundernd an und gaben achtungsvoll den Weg frei. Wie sie die kleine Huldigung freute! Ja, das waren Menschen aus ihrer Welt, aus der Welt, zu der sie zurückkehrte.

In froher Stimmung trat Lisa in einen Laden, kaupte einen zarten, weißen Schleier und band ihn um den kleinen Reizehut, zog ein paar neue, helle Handschuhe von dänischem Leder an, und schließlich wählte sie noch, nur aus Freude am Aussuchen und Kaufen, ein aufziges Spitzenstück.

Sie sah vornehm und gepflegt aus in dem schlichten, dunkelblauen Jadenkleid mit der lichten Umrandung des Gesichts. Der Inhaber des Ladens öffnete ihr devot die Tür.

„Ja, war sie denn noch dasselbe Mädchen, das sich einsam, gebeugt von Scham und Angst, durch den braulenden Sturm kämpfte, gerissen und geschüttelt von Schmerz?“

Niemand wußte es, sie war Lisa van de Sandt, die Tochter des Regierungspräsidenten, und einmal würde auch sie wieder durch die Straßen ihrer Heimatstadt gehen, das Haupt erhoben, stolzer und sicherer denn je.

Wie sie dann zurückschleuderte, der Bräute zu, und weiter durch die frohe, farbige Stadt, am Schlosse Mirabell vorbei, dem Bahnhof zu, verslog ihr glücklicher Rausch ein wenig.

Vor ihr ging ein junges Paar, ein zierliches Mädchen, wie ihre kleine Schwester, und ein hochgewachsener Offizier, dessen kräftiges, männliches Profil sich immer wieder zu der kleinen an seinem Arm herabbeugte.

Beim Garten des Mirabellschlosses, wo die Laternen spärlicher standen, legte der Mann einen Augenblick lang seinen Arm fest um die Schultern des Mädchens, und die zierliche Gestalt schien ganz mit der kraftvollen des Mannes zusammenzufallen.

Stolz wurde ich vielleicht einhergehen, dachte Lisa, stolz und sicher, aber sehr einsam. Mein Geheimnis wird mich von allen trennen, die meine Freunde waren. Niemals werde ich Frau und Mutter sein.

Plötzlich empfand sie das ganz klar. Nie in all ihren Heimwehstagen hatte die Kälte ihres zukünftigen Lebens so nüchtern vor ihr gestanden.

Je näher sie dem Bahnhof kam, um so reudlicher erschien ihr alles. Die Menschen hoben lächler, geschäftsmäßiger aus, die Wagen kasselten hart auf dem schlechten Pflaster und selbst die Lichtfluten, die den großen Hallen entströmten, gleichten kalt.

Wenn Lisa sich nicht vorgenommen hätte, am Bahnhofe Erkundigungen über die besten Verbindungen nach ihrer Heimat einzuholen, sie wäre am liebsten umgekehrt.

Da lag das prächtige Hotel de l'Europe, dem Bahnhof schrag gegenüber, von einem großen Park umgeben, so recht eine Stätte frohen Wohllebens.

Noch vor wenigen Monaten hatte sie dort in der großen Halle in einem tiefen Sessel gesessen, und der Portier, die Mütze in der Hand, gab ihr Auskunft über die Fahrt nach Trieste.

Das war nun wohl für immer vorbei.

Als Lisa dem Haupteingang des Bahnhofes zueilte, verließen viele Reisende das Gebäude, es müßte ein Zug eingelaufen sein.

Plötzlich durchfuhr sie ein eisiger Schred: nicht weit von ihr, im hellen Licht der großen Bogensampfen, kamen nahe Bekannte ihrer Eltern, Herr und Frau von Ketteler und, weiter zurück, lachend und sich neugierig umschauend, Vore von Ketteler und deren Bruder Joachim.

Es war Lisa, als ob ihre Glieder steif und kalt geworden wären und nur mehr mechanisch ihre Dienste leisteten.

Sie ging ruhig weiter, und als sie in angemessener Entfernung von Herrn und Frau von Ketteler war, machte sie die höfliche Verbeugung, die man sie im Institut gelehrt hatte.

Die Freunde ihrer Eltern sahen sie scharf an, fremd und unbewegten Gesichtern; Herr von Ketteler ruff die Augen ein wenig zusammen, sie gingen ohne Gruß vorüber.

Vore sah aufgeregt zu ihrem Bruder hinüber. Der ließ seinen Blick glatt von Lisa abfallen; er sah mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck an ihr vorbei.

Lisa zitterte.

Da fiel neben ihr eine silberne Handtasche klirrend zu Boden. Unwillkürlich bückte sie sich und ihre Hand begegnete der der lustigen Vore Ketteler.

„Ich komme zurück“, flüsterte Vore, „warte!“

Mit einem Schwächegefühl, als sei sie willenlos Zeuge eines häßlichen Vorgangs gewesen, ging Lisa weiter in den Schatten hinein.

Vore aber wandte sich an ihren Bruder und sagte ärgerlich lachend: „Du bumm, vor Schred und Staunen mußte mir gerade neben Lisa van de Sandt die Tasche aus der Hand fallen!“

„Ja, hüßlich ungeschickt“, sagte Joachim und strich über seinen kleinen Schnurrbart.

(Fortsetzung folgt.)